

Münsterland kennzeichnet. Dies mag u. a. an der größeren Konzilianz Bernings gelegen haben, z. T. aber auch an dem privilegierten Status des Carolinums als des einzigen Gymnasiums in Osnabrück nach der Schulreform, den man nicht gefährden wollte. Auch bei der Kinderlandverschickung gelangt es dem Carolinum, seinen Unterricht weitgehend in nahegelegene, nicht luftkriegsgefährdete Kleinstädte zu verlegen. Vielleicht aber waren diese provokanten Eingriffe des NS-Staates in das traditionelle Schulleben auch weniger wichtig – so scheint etwa die Einstellung evangelischer Studienräte auf den Charakter der Schule kaum Einfluß gehabt zu haben – als das allmähliche Einsickern nationalsozialistischen Gedankenguts in den Unterricht. Dieses Problem untersucht Recker am Beispiel der Schullektüren, der Aufsatzthemen, der Abiturprotokolle und der Abiturzulassungsgesuche. Damit schöpft er neue, bisher häufig ungenutzte Quellen der Schulgeschichte aus (was deren Aufbewahrungsdauer und Archivwürdigkeit betreffend zu denken geben sollte!) und kommt zu interessanten Resultaten: So sieht er eine Radikalisierung schon am Ende der Weimarer Republik vorhandener antiliberaler, antidemokratischer und völkisch-nationaler Denkmuster, aber keine Identifizierung mit NS-Gedankengut. So wurde etwa auch wie vorgeschrieben das Fach Rassenkunde gelehrt, aber offenbar nicht im Sinne eines militanten Rassismus oder Antisemitismus; allerdings stellte sich das Problem individuellen Verhaltens zu jüdischen Mitbürgern zumindestens an der Schule auch nicht, da das Carolinum keine jüdischen Schüler besaß. Die Bindung an Kirche und Religion mag in Lehrer- und Schülerschaft einer Überbewertung und -betonung des Rassegedankens tatsächlich entgegengestanden haben.

Recker vermeidet große Worte und wägt in seinem zusammenfassenden Gesamturteil sorgfältig ab, ohne der Gefahr der Überzeichnung christlicher Resistenz aus katholischer Sicht zu erliegen. So wertet er Resistenz in der Konsequenz religiös-weltanschaulicher Wertorientierung einmal als Ausdruck kirchlich-institutioneller Bindung von Lehrern und Schülern des Carolinums und zum anderen als Ausdruck christlich-weltanschaulicher Wertorientierung des katholischen Milieus von Stadt und Land Osnabrück. „Die partielle Kontinuität zeigt sich im Begriff der Volksgemeinschaft, im autoritär-patriarchalischen Denken, im Nationalsozialismus und in der Betonung des Bauerntums oder auch in der ablehnenden Haltung zum Kommunismus... Die Resistenz gewinnt ihren Wertbezug durch die kirchlich-religiöse Bindung im Sinne der Sicherung der Institution der Kirche und des kirchlichen Lebens sowie des damit verbundenen Wertehorizontes. Resistenz und partielle Kontinuität sind mithin zwei Erscheinungsweisen der überlieferten Tradition. Beide Formen sind materialiter im Ansatz vorhanden, werden aber unter bestimmten Bedingungen zugunsten oder zuungunsten des Nationalsozialismus durch diesen gewollt oder ungewollt aktiviert und zeitigen dann auf der Wirkungsebene Anpassung an oder Zurückhaltung gegenüber nationalsozialistischem Anspruch.“ (S. 256)

Bernd Hey

*Herforder Verein für Heimatkunde e. V. (Hrsg.), Lebendiges Zeugnis, Historische Betrachtungen zu Glocken, Kirchen und Friedhöfen in Herford* (Freie und Hansestadt Herford, Band 6), Busse Seewald, Herford 1989, 256 S.

Anlässlich der 1200-Jahr-Feier der Stadt Herford gab es auch eine „Woche der Kirchen“; daran knüpft der vorliegende Band an, der der Kirchengeschichte Herfords gewidmet ist: „... alle Beiträge dieses Buches führen, wenn auch auf verschiedene Art, zurück an den Anfang des 15. Jahrhunderts, jene Zeit also, in der Herford auf der Grundlage eines schier mystischen Christentums und unterstützt von Kaiser und Papst, eine große Epoche, manche sagen, seine größte, erlebt hat.“ (Vorwort S. 7.) Dabei stellt das Buch vor allem auf die gegenständlichen Quellen, auf die z. T. noch sichtbaren Zeugnisse dieser kirchlichen Tradition in Herford ab: auf Kirchbauten, Friedhofsanlagen und Glocken. Rainer Pape hebt noch einmal den Rang der Sancta Herfordia im Mittelalter hervor, wenn er 37 Kirchen, Kapellen, Stifte, Klöster, Hospitäler und kirchliche Häuser im Herforder Stadtbild bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nachweist: „Herford übertrifft mit der Anzahl seiner Stifte und Klöster die der benachbarten Bischofsstädte Paderborn, Minden und Osnabrück bei weitem!“ (S. 134)

Das Buch beginnt mit dem umfangreichen und sorgfältigen Aufsatz von Friedhelm Brasse, lange Jahre Pfarrer an St. Marien Stift Berg und Vorstandsmitglied des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, über „Glocken in Herford“. Wie die Kirchtürme das Bild der Stadt bestimmen, so stellen ihre Glocken die „Stimme der Stadt“ dar, und Brasse bezieht auch die „Glockenlandschaft“ um Herford mit ein. Die Glocke ist für ihn das „christliche Universalinstrument“, der Klang der Glocken ein Zeichen für das Gegenwärtigsein von Kirche; so bekommt bei Brasse der „Kirchturmhorizont“ als Klangbereich der jeweiligen Wohnsitzenkirchen eine ganz andere, universellere Bedeutung als Hinweis auf die christliche Tiefendimension der abendländischen Geschichte. Brasse hat die Geschichte, die Inschriften und das Geläut der Herforder Glocken gründlich recherchiert und dargestellt. Zwei dem Band beigegebene Tabellen und zahlreiche Abbildungen strukturieren und veranschaulichen das Gesagte, das auch den Nicht-Fachmann/die Nicht-Fachfrau in dieser Dichte fasziniert.

Paul Gerhard Meuß, Pfarrer an der Herforder Münsterkirche, ist dem „Geheimnis“ seiner Kirche auf der Spur, er untersucht ihre Ikonologie auf die Bedeutung der Kirche als mystischen Bedeutungsraum und historisches Dokument, das entschlüsselt werden muß: Der Kirchbau „ist Liturgie, Gottesdienst, Gestalt der immateriellen Wesenheit des dynamischen Seinsganzen, wie es in Gott ruht und wirkt“ (S. 81). Diese Untersuchung des Bedeutungsraums Kirche führt Meuß zu den Motiven, die die Äbtissin Gertrud II. zum Bau der Münsterkirche veranlaßten: „Gertrud wollte ein deutliches Zeichen für die Spiritualität setzen – gegen Macht und Wohlstand von Staat und Bürgertum.“ Damit setzte sie zugleich ein Zeichen für ihre Parteinahme für Kirche und Papst gegen den Herrschaftsanspruch der weltlichen Mächte in der ausgehenden Stauferzeit. Baugeschichtlich steht die Münsterkirche für Meuß auf der Grenze zwischen Romanik und Gotik, deren geistige Prinzipien sie beide noch einmal zusammenbindet: der spirituelle Raum im Sinne der Gotik wird ausgeweitet, aber die kraftvolle Realitätsbindung der Romanik ist noch wirksam.

Schwächer fällt der folgende Beitrag von Dieter Ernstmeier über den Chorbau der Marienkirche in Herford aus. Ernstmeier versucht, durch eine Vielzahl von Vergleichen die Einzigartigkeit dieses Bauwerks nachzuweisen, stößt aber über die Beschreibung nicht zu einer entsprechenden Deutung vor. Sein Resultat: „So

ist das Chorhaus der Marienkirche das Ergebnis eines hohen geistigen Anspruchs, indem in ihm der in der Hochgotik vorgegebene Formapparat nicht nur so weit nötig verwendet, sondern durch eigenständig künstlerische Leistung verschmolzen wurde zu einer neuen originellen Aussage“ verbleibt im Allgemein-Unverbindlichen, in kunst- und architekturhistorischer Betrachtung.

Die „Geschichte der Johanniter/Malteserkommende in Herford“ von Hermann Stell führt zunächst wieder in die Regierungszeit der Äbtissin Gertrud II., die offenbar, um sich bei der Errichtung der Herforder Neustadt die Dienste des Ordens für die Krankenpflege und Stadtverteidigung zu sichern, dessen Ansiedlung förderte und begründete. Das genaue Gründungsdatum der Herforder Ordenskommende ist unbekannt. Häufig wird 1231 gehandelt, evtl. sogar vorher. Stell verfolgt das wechselvolle Schicksal der Herforder Niederlassung, verliert aber dabei die allgemeine Geschichte des Ordens nicht aus dem Blick. Nach dem Höhepunkt des Ordenslebens von 1350 bis 1450 folgte eine Zeit des Niedergangs. Die Aufgaben des Ordens wurden zugunsten einer reinen Besitzerhaltungs- und -erweiterungspolitik vernachlässigt. Ab 1510 besaß Herford keinen Konvent und keinen Komtur mehr, wurde vielmehr von Lage aus verwaltet. Die Herforder Kommende überlebte die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg und wurde zu einer „katholischen Zelle in einer evangelischen Stadt“; ein Vertrag von 1777 umschreibt noch einmal den immer noch beträchtlichen Besitzstand, doch diente dieser nur noch der Sicherung der Einkünfte der nominellen Komture, die ihrerseits die Kommende durch Kommissare oder Syndici verwalten ließen. Die Franzosenzeit – daß Lage „inzwischen zu Frankreich“ gehörte (S. 182), ist wohl ein Irrtum – brachte dann 1810 das endgültige Aus und den Auflösungsbescheid. Immerhin: das Komtureigebäude ist bis heute erhalten geblieben (heute im Besitz der katholischen Kirchengemeinde St. Johannes Baptist), und das in einer Stadt, die „mit ihrem übrigen bedeutenden baulichen Erbe geradezu würdelos umgegangen ist“ (S. 186).

Nach einem Nachdruck aus dem Herforder Heimatblatt von 1932, wo der jüdische Rabbiner Goldmann (oder Goldberg, wie es im Vorspann heißt?) kurz die Geschichte der Juden in Herford referierte, folgt der abschließende Aufsatz von Petra Martin und Ute Watermann über zwei der Herforder Friedhöfe: den Alten Friedhof am Eisgraben und den Jüdischen Friedhof. Die Geschichte beider Friedhöfe wird dargestellt; es folgt eine detaillierte Typologie der Grabsteine nach kunsthistorischen Kriterien, die in eine Empfehlung zur Denkmalwürdigkeit und Unterschutzstellung mündet. Man merkt der Arbeit etwas den Charakter einer Abschlußarbeit im Aufbaustudiengang Denkmalpflege an, aus der sie hervorgegangen ist. Sicher liefern die Friedhöfe „Informationen, in denen sich die Kultur, die Geschichte, die Entwicklung und die Sozialstruktur der Stadt Herford widerspiegeln“ (S. 198), doch hätte man sich diese Bezüge im einzelnen deutlicher herausgestellt gewünscht. Aber auch eine solche Bestandsaufnahme hat ja ihren Wert und Nutzen.

Alles in allem stellt dieses Ensemble von – wenn auch qualitativ nicht immer gleichwertigen – Beiträgen ein lesenswertes und gelungenes Beispiel örtlicher Kirchengeschichtsschreibung dar.

Petra Holländer